

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 33

Artikel: Ein Freiwilliger
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Freiwilliger.

Skizze von Anna Burg.

Der Großvater war sehr alt. Im nächsten Frühjahr sollte er 80 Jahre alt werden. Vielleicht auch schon 81. Er wußte es nicht mehr ganz genau, in welchem Jahr er geboren war. Aber das tat nichts, auf solcher Lebenshöhe kommt es auf ein Jährchen mehr oder weniger nicht an. Die Hauptsache war, daß er sich noch frisch und hell im Geiste fühlte, daß seine Augen noch luchscharf in die Welt blickten und daß er, wenn er auch an einem Stöcklein hinkte, doch noch erstaunlich rasch von der Stelle kam. Wenn am Abend die Familie, die ziemlich zahlreich war, in der Wohnstube bei allerhand Beschäftigungen versammelt saß, dann pflegte der Großvater behaglich im Ofenwinkel zu sitzen und auf das Geplauder der Jungen, auf die bedachten Reden der Aeltern zu lauschen. Es gab da immer gar mancherlei zu vernehmen, denn es war eine seltsame Zeit, und man konnte am gleichen Abend Gespräche hören, die sich um die Lage der ganzen Welt drehten, dann wieder hitzige Debatten über schweizerische Verhältnisse, über bevorstehende Abstimmungen, neue Gesetzesvorlagen, Wahlen usw., dazwischen dann wieder ein rasches lustiges Mädchengezwitscher über allerlei Dorfneuigkeiten. Der Großvater dachte in seiner Ede, es sei wohl noch nie so gewesen, daß Großes und Kleines so untereinander gewürfelt worden sei und daß einfache Bauersleute sich derart mit weit abliegenden Weltfragen beschäftigen hätten. Wenn er selbst etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, so holte er etwas aus seiner Erinnerung hervor, denn das Erleben des Tages war ihm unympathisch; er konnte nicht mehr recht mittun, und obwohl er alles noch sah und beobachtete, so hatte er doch nie die geringste Lust, sich selbst zu dem Geschehenen des Heute zu äußern. Seine kurzen Schilderungen vergangener Ereignisse trugen aber immer ein solches Gepräge des Erlebten, daß sie ganz neu anmuteten und man ihnen gerne lauschte. Nur eine Eigentümlichkeit besaß der Großvater; er hatte doch den Weltkrieg miterlebt, hatte seine Söhne, Schwiegeröhne und Enkel an die Grenze ziehen sehen, hatte Tag um Tag rund um sich das Reden von diesem gigantischen Weltgeschehen gehört, dennoch tat er, als ginge ihn diese Zeit gar nichts an, als hätte sich das alles auf einem andern Stern abgespielt. Darum wohl empfand er auch eine Abneigung gegen alles, was jetzt an großem Geschehen besprochen wurde, weil es noch unter dem ungeheuren Schatten dieses Jahrhundertanfanges lag. Dagegen sprach er gerne von dem deutsch-französischen Krieg von 1870. Freilich, wenn er dann pathetisch wurde, von kriegerischen Heldentaten, von Kriegsnot und dergleichen berichtete, dann lachte man ihn aus und rief: „Aber Großvater, das war doch alles gar nichts, denke doch an den Weltkrieg!“ Darauf zog er sich brummend und übellaunig in grollendes Schweigen zurück, indem er höchstens noch verächtlich sagte: „Ihr, mit eurem Weltkrieg.“

So saß man wieder an einem Winterabend beisammen. Die Stube war voller als sonst, denn außer den Familienmitgliedern waren noch Freunde der Söhne und Freundinnen der Mädchen anwesend. Alle weiblichen Mitglieder hatten Handarbeiten, die Männer rauchten, und auf dem Tische stand eine Flasche verlockend hellen Getränkes, das, wenn es in die kleinen Gläschen gegossen wurde, recht anmutend duftete. Die Stimmung war recht warm und gemütlich und die Gespräche gingen so leicht von einem Stoff zum andern, daß sich niemand zu langweilen brauchte. Durch irgend eine Wendung kam einer der Männer darauf, Erlebnisse aus seiner Militärzeit zu berichten. Diese waren recht ferniger Art und riefen viel Gelächter hervor. Und auf einmal erzählte auch der Großvater eine Episode von anno 1870, als er auch an die Grenze beordert worden war. Er erzählte wie immer, etwas langsam, aber scharf und klar, so daß ihm alles mit Spannung zuhörte. Als er aber,

wie gewohnt, zum Schluß die Bemerkung anhängte: „Ja, ja, das war noch eine Zeit“, rief ihm einer seiner Enkel gutmütig spottend zu: „Gelt, Großvater, so eine haben wir nicht erlebt?“ Er schien den Spott diesmal nicht zu hören, denn er fuhr wie halb in Gedanken fort: „Da fällt mir noch eine Geschichte ein, die hab' ich noch nie erzählt, aber sie ist nicht lächerlich.“

„Nur los, nur los“, riefen die andern, „wir können auch etwas Trauriges vertragen, wenn wir schon den siebziger Krieg nicht mitgemacht haben.“

Und trotz dieses Spasses fuhr der Großvater fort:

„Es war im Winter 71“ — alle lachten und stießen sich an: natürlich! — „ihr wißt ja wahrscheinlich, daß damals die Bourbakiarmee über die Grenze in die Schweiz gedrängt und hier interniert wurde“, — ja, ja, riefen sie alle lachend. — „Da wurden sehr viele Einzelheiten erzählt landauf, landab, von den armen Tröpfen, die mit erfrorenen Füßen und ganz zerlumpt daherkamen. Ja, lacht nur“, unterbrach sich der Großvater, obwohl schon niemand mehr lachte, „es war Krieg so gut wie anno 14; ob Millionen oder bloß Tausende darin umgekommen sind, für den Einzelnen ist es auf eins herausgekommen. Also damals lebte in einem neuenburgischen Dorf — man hat das hundertmal erzählt — auf einem Bauerngut ein Knecht, er war sozusagen ein Idiot, aber dabei baumstark und verrichtete seine Arbeit so gut als einer. Dabei war er ein guter Schweizer. Zum Gaudium der Dorfkinder lief er des Sonntags mit einem Kinderfährchen herum, das weiße Kreuz im roten Feld. Daran hatte er eine gar große Freude, und es machte ihm immer Vergnügen, wenn sich die Dorfjugend um ihn versammelte und in Schritt und Tritt hinter ihm herzog, während er als Fahnenräger vorausging und die Schweizerfahne schwang. Wenn ihm dann in jener Kriegszeit ab und zu das Sanitätsabzeichen, das rote Kreuz zu Gesicht kam, so wurde er wütend, stampfte mit den Füßen und schrie: „Falsch, falsch — nicht rotes Kreuz — weißes ist richtig!“ Und so schwang er seine Fahne und wollte nie den Umtausch der Farben auf der andern Fahne begreifen. Darüber amüsierte sich die Jugend natürlich, und wenn sie ihm einen Streich spielen wollte, so hielt sie ihm ein Rotkreuzabzeichen unter die Augen. Dann war es in einer kalten Winternacht, als auf dem Bauernhof, wo er diente, ein versprengtes Trüpplein der Bourbakiarmee in jammervollem Zustand Aufnahme fand. Die armen Kerle waren halb tot und man mußte sie mit Gewalt davon abhalten, ihre erfrorenen Füße an den heißen Ofen zu strecken. Dazwischen parlierten sie durcheinander das verworrenste Zeug, natürlich nur Jammer und Klagen, wie schlecht es ihnen ergangen sei. Einer von ihnen war schweigsam und schaute unausgeseht in eine Ede. Er hatte nur Lumpen um die Füße gewickelt und sein Gesicht war so fahl wie der Tod. Die guten Bauersleute rührten sich so schnell sie konnten, um den Armen Essen und Trinken zu reichen. Heißer Kaffee wurde herumgeboden, den sie gierig schlürftten, nur als die Haustochter dann dem Schweigsamen eine Tasse anbieten wollte, schüttelte er den Kopf und stöhnte bloß: „Mon camerade, mon camerade“. Man fragte ihn, was das bedeute, was er sagen wolle, und er brachte endlich, während ihm die Tränen wie Eistropfen über die grauen Wangen flossen, hervor, sein Kamerad, der nun durch all die Kriegszeit an seiner Seite gewesen sei, habe nicht mehr weiter gehen können und liege irgendwo im Schnee, es möge wohl eine gute Stunde von hier sein. Er habe die andern angefleht, sie möchten ihm helfen, den Unglücklichen mitzuschleppen, aber niemand habe auf ihn gehört und er selbst sei unfähig gewesen, den schweren Körper auf seinen Rücken zu packen. Noch jetzt verstehe er nicht, daß er nicht bei dem Gefallenen geblieben sei, daß er sich stumpf sinnig von Hunger, Frost und Qual halb besinnungslos habe mitreißen lassen, weiter zu wandern und den Freund im Stich zu lassen. Und dann brach er in laute Klage aus und rief unauf-

hörtlich: „O mon camarade, mon camarade“. Man fragte ihn, wo der Unglückliche wohl ungefähr liegen möge, aber sowohl er als seine Genossen hatten keine Ahnung, auf welchem Wege und woher sie eigentlich gekommen waren. Es war spät in der Nacht. Das Gehöft, dessen Bewohner nur aus dem Bauern, seiner Frau, seiner Tochter und dem idiotischen Knecht bestanden, war klein und abgelegen. Der Bauer war ein alter Mann und wußte dem Fremden keinen andern Trost zu geben, als daß man bis zum Tagesanbruch warten müsse, dann werde er einige Nachbarn aufbieten, die nach dem verlorenen Kameraden suchen sollten. Das tröstete den Jammernden einen Augenblick. Aber gleich darauf begann er sein Klagelied von neuem mit der Versicherung, daß der unglückliche Freund, wenn er es nicht jetzt schon sei, bis am Morgen sicherlich von Kälte und Erschöpfung umkommen werde. Inzwischen hatten die andern Franzosen sich mit Speise und Trank gestärkt und suchten nun dankbar das warme Strohlager auf, das ihnen von den freundlichen Leuten in der Tenne bereitet worden war. Dort lagen sie dicht nebeneinander, und was an Decken aufzutreiben gewesen war, wurde ihnen gegeben, so daß sie bald in erquickenden Schlummer fielen. Auch der von Gewissensbissen und Trauer Gepeinigte hatte sich, ohne etwas genossen zu haben, zu den andern gelegt, und die Müdigkeit überwältigte ihn bald so sehr, daß sein ewig wiederkehrendes „mon camarade“ verstummte.

Nun begaben sich auch die Hausbewohner zur Ruhe. „Der Alexis muß wohl schon in seiner Kammer sein“, sagte der Bauer. Es war nichts seltsames, daß der Idiot sich ohne Gutenachtgruß entfernt hatte, denn er litt an merkwürdigen Verstimmungen, wo er weder mit Mensch noch Vieh tagelang ein Wort sprach.

Aber einige Stunden später, als die eisige Nachtkälte ihren Höhepunkt erreicht hatte, der Mond in gleichender Erbarmungslosigkeit auf die schneeglänzende Erde herab sah, gab es auf dem hölzernen Vorplatz des Hauses ein Gepolter, so daß der Bauer aus seinem Bett in die Höhe fuhr. Schwere Schritte, die ungleich und schwankend waren, nahten sich der Haustür.

„Ich glaube wahrhaftig, es kommen noch mehr Franzosen“, sagte der Hausvater, aus dem Bett springend, zu seiner Frau. Er steckte schauernd den Kopf durch das kleine Fenster in die eisige Nacht hinaus.

„Macht auf“, rief unten eine ganz bekannte Stimme, und im hellen Schein des Mondes erkannte der Bauer seinen Knecht, der eine schwere Last auf dem Rücken trug. Der alte Mann stieß einen seltsamen Ausruf aus, der wie ein Fluch klang und doch keiner war. Im nächsten Augenblick hatte er die Haustür aufgemacht und Alexis stolperte mit

seiner Beute in die Stube herein. Was er jetzt behutsam auf den Boden legte, war allerdings wieder ein Franzose, der jammervollste von allen, die heute da waren. Er sah wahrlich aus wie ein Toter, aber seine Augen waren doch geöffnet und aus seinem von Reif umstarrten Mund kam ein schwacher Atemhauch.

„Da ist der camarade“, sagte Alexis mit grinsender Freude, „ich hab' ihn lange gesucht, fast geglaubt, umsonst, und doch gefunden.“

Der Bauer sah den Alexis an und gab ihm die Hand. Das war alles. Sagen konnte er nichts. Mit Hilfe der Frau, die natürlich auch erschienen war, wurde der elende Mensch in der Stube gebettet und gepflegt, so daß er sich ziemlich rasch erholte und danken konnte. Freilich schien ihm alles traumhaft vorzukommen. Als die andern draußen in der Tenne erwachten, war das erste was man hörte, der Klageruf des einen: „O mon camarade“. Aber darauf hatte Alexis gewartet. Strahlend vor Freude sagte er: „Er ist da, der camarade, er ist da.“ Das Glück des armen Kerls, als er den verloren geglaubten Freund wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Die Franzosen blieben ein paar Tage auf dem Hof, dann kamen sie unter schweizerischer militärischer Bedeckung mit vielen andern Leidensgenossen nach der Festung Warburg, wo sie gut verpflegt wurden und wieder zu Menschen wurden.“

Die Zuhörenden waren ganz still.

Das war eine schöne Geschichte, Großvater“, meinte endlich ein Mädchen, „wenn sie schon von anno 71 ist. Aber der Alexis war ein braver Bursch.“

„Ja, ja“, nickte der Großvater, „der gehörte zum roten Kreuz, wenn er schon nichts davon wissen wollte.“

Das Sport-Problem.

Daß der Sport eine wünschenswerte Erscheinung unseres Lebens bedeutet, ist für einen modernen Menschen fraglos. In welchem Maße er aber das Einzelleben und das Leben eines ganzen Volkes beherrschen soll, das ist das heutige Sportproblem. Immer mehr entwickelt sich der Sportbetrieb in der Richtung des Schaugepräges: die Masse des Publikums wird maßgebend, nicht der Sportausübende, die Gaffenden, nicht die Schaffenden. Der hygienische Zweck wird in den Hintergrund gedrängt durch den Belustigungs- und Unterhaltungszweck. Ihrer Zwei boxen sich die Köpfe blau und grün, und hunderttausend Zuschauer und weitere zehn Millionen Radiohörer und Zeitungsleser versprühen dabei vor Nervenkitzel. Einige Duzend Fußballer trainieren sich während Jahren und Monaten für die Ländermanche, und 100,000 Sportbegeisterte in Wembley, 40,000 im Amsterdamer Stadion brüllen und stampfen Beifall bei jedem Tor. Es regnet und windet kalt, einige Hundert haben sich den Schnupfen geholt. Wo bleibt da — wir fragen — der gesundheitliche Wert des Sportes?

Sonntag für Sonntag sitzen oder stehen Millionen vor dem Spiel der Doppelelf. Das Interesse weiterer Millionen gilt den Stierkämpfen, den Golf-, Tennis-, Ruderschampions. Der jährliche Umsatz an Eintrittsgeldern mag Milliarden betragen. Die Frage ist erlaubt, ob diese Gelder volkswirtschaftlich zweckmäßig angelegt sind. Sie stecken zu einem schönen Teil in den Sportanlagen, wie sie heute jede Stadt und jedes Städtchen besitzt. Es gibt zweifellos zahlreiche Großstädte mit kostspieligen Sportanlagen, z. B. riesigen Stadien, die ihre Wohnungsprobleme noch nicht gelöst haben, in denen Tausende und aber Tausende in ungesunden Mietkasernen oder in Kellerwohnungen dahin vegetieren müssen. Dem Sozialdenkenden muß der Widerspruch: hier Millionen-Sportplätze, die an 6 Wochentagen brach



Das seiner Vollendung entgegengedehnte fascistische Stadion in Rom.